



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Rede Sinn

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mus als Hof- und Kettenhund zu dienen, daß der reiche Mann im Evangelium gar kein schlechter Mensch, ja sogar ein guter Kerl gewesen sei und in unsrer Zeit wahrscheinlich einen Sitz im Kirchenrat bekommen hätte. Aber das alles ist seit achtzehnhundert Jahren millionenmal gesagt worden (wird es zu manchen Zeiten und an manchen Orten nicht gesagt — desto schlimmer für die Kirche!), und wie es die Entstehung der sozialen Übel unsrer Zeit nicht hat verhüten können, so kann es sie auch nicht heilen.

Noch gar vieles giebt es in diesem merkwürdigen Tagebuche, was zunächst zwar den Theologen, dann aber auch den Philosophen, d. h. jeden denkenden Menschen angeht, aber wenn wir auf das alles eingehn wollten, so würden wir kein Ende finden. Zum Schluß wollen wir die Hauptdifferenz zwischen dem Lutheraner und uns auf folgende Weise schlichten. Er sagt II, 32 von Kant, das Jenseitige, das ihm hätte Erfahrung werden müssen, sei ihm Einbildung und Fiktion geblieben, „weil er nicht wagte, zu fliegen.“ Auch wir — ich spreche im Namen von Millionen — wagen nicht zu fliegen, aus einem sehr guten Grunde: weil wir keine Flügel haben. Wir verachten weder die Flügelwesen unter den Menschen noch verspotten wir sie; wir schauen solche mit Ehrfurcht, die behaupten, sich über die Erde erhoben und einen Blick in den Himmel gethan zu haben, wosern ihre Persönlichkeit und ihr Leben diese Behauptung nur einigermaßen glaubhaft macht; aber wir können von ihnen verlangen, daß sie uns nicht schlechter behandeln, als es unser Herrgott thut, der uns ohne Flügel geschaffen hat und sich seit der Sündflut (1. Mose 8, 21) unser irdisches Treiben gefallen läßt.



Der Rede Sinn



in Bekannter von mir wurde einst als Mitglied eines Kollegiums in einer Sitzung interpellirt, wie er das und das gemeint habe, und antwortete nach kurzem Besinnen: „Nun, ich habe absichtlich eine gewisse Latitüde gelassen.“ Das Wort erregte große Heiterkeit und ist mir seither oft wieder in den Sinn gekommen.

Dauidets Ruma Roumestan verspricht als demnächstiger Abgeordneter dem einen seiner Provinzgenossen dies, dem andern das und vielen nach einander eine Tabakstrafit, und als ihn seine gewissenhaftere Frau ängstlich fragt, woher er denn alle die Trafiken nehmen wolle, meint er: „Beunruhige dich nicht, liebes Kind, hier im Süden haben alle Worte immer nur einen relativen Sinn.“

Heute liegt ein Buch vor mir, in dem jemand mit großem Ernst auf das Unheil seinen Finger legt, das der Mißbrauch dieser Latitüde und des relativen Sinns der Worte in unserm jetzigen Leben anrichtet. Ein philosophisch gebildeter Mann, dessen Führer unter den frühern Kant, unter den jetzt lebenden Wundt ist, ein Mann von weiten Kenntnissen und reicher Lebenserfahrung giebt mit dem oben angedeuteten, nächsten praktischen Zwecke seine Weltanschauung und verlangt, daß sie von andern geprüft werde, ein Verlangen, zu dem er nach dem Inhalt und der Form seines gedankenreichen und vorzüglich geschriebnen Buches vollauf berechtigt erscheinen muß. Das Buch hat den Titel: Rechte und Pflichten der Kritik, philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker von C. C. Rasius (Leipzig, Engelmann) und zerfällt in drei Abschnitte: die intellektuelle oder logische, die ästhetische und die ethische Kritik, in deren einzelnen Kapiteln von dem gemeinen Gebrauch und dem strengen Begriff der vorzugsweise üblichen Ausdrücke gehandelt wird. Alles in diesem vortrefflichen Buche ist gleich lesenswert, eine einigermaßen eingehende Prüfung würde aber ein neues Buch nötig machen. Wir können nur einzelnes herausheben und dadurch unsre Leser veranlassen, aus der Quelle selbst zu schöpfen.

Alles Irrtum, meint der Verfasser, beruht darauf, daß, was ungewiß, also Gegenstand des Glaubens und Zweifels ist, für gewiß ausgegeben wird. Absolut, aber assertorisch gewiß ist, was auch anders sein könnte; absolut, aber apodiktisch gewiß, d. i. notwendig, was nicht anders sein kann. Der Glaube ist nicht unvollkommenes Wissen, etwas minderwertiges, sondern nur etwas vom Wissen verschiednes. Dem Glauben wohnt eine Thatkraft inne, das Wissen ist kalt und unfruchtbar. Der Glaube spielt in Leben und Wissenschaft eine viel größere Rolle, als man meint, unsre intensivsten Gefühle sind nicht an das Wissen, das, wenn einmal festgestellt, indifferent ist, sondern an den Glauben geknüpft. Ohne ihn würde man in der strengsten aller Wissenschaften, der Mathematik, nie über die Axiome hinauskommen; die Resultate sind gewiß, aber auf dem ganzen Wege von einem gegebenen Satze bis zum erbrachten Beweise eines neuen regiert der Glaube, der die Richtung zeigen muß. Das Gebiet des Glaubens ist groß, das des Wissens sehr klein. Das wissenschaftliche Kausalitätsgesetz mag nützlich sein, wie mancher andre Glaubenssatz, aber absolute Gewißheit hat es nicht. Die mechanische Kausalitätslehre kann günstigstenfalls physische Wirkungen aus physischen Ursachen ableiten, das unmittelbar Gewisse, die seelischen Vorgänge berührt sie nicht. Materie oder „Energien“ hat kein Mensch gesehen, sie sind nur Ausdrücke für etwas unerklärbares; wer sie gebraucht, hat das Gebiet der Thatfachen verlassen und bewegt sich in Spekulationen. Auch die Unterscheidung von Wunderbarem und Natürlichem, die für wissenschaftlich gilt, besteht nicht zu Recht. Die Definition des Wunders, nach der es den Naturgesetzen widerspricht oder das Kausalitäts-

gesetz durchbricht, ist falsch, denn wir kennen die Naturgesetze nicht vollständig. Nennt man aber das ein Wunder, was den bis jetzt erkannten Naturgesetzen widerspricht, so hat die Leugnung des Wunders keinen Sinn mehr, denn was den heute erkannten Gesetzen widerspricht, wird vielleicht später bei tieferer Erkenntnis keinen Widerspruch mehr erfahren. Es giebt in der Biologie und in der Physik Thatfachen genug, denen keine Theorie gerecht geworden ist, die also wunderbar erscheinen, und wenn das Wunder ein Ereignis ist, das keinen Platz in der Kausalreihe hat, dann muß die Naturwissenschaft nicht bloß die Möglichkeit, sondern sogar die Thatfächlichkeit von Wundern zugeben. Die Kausalität ist ein Glaubensartikel. Alles, was mathematisch unmöglich ist, ist überhaupt unmöglich, und alles, was mathematisch möglich ist, ist überhaupt möglich. Der Gegensatz zwischen Wunder und Natur kann sich also nicht auf die apodiktische Gewißheit beziehen, sondern er muß sich auf das Gebiet des Thatfächlichen gründen. Die Definition müßte also lauten: ein Wunder ist, was sich in ähnlicher Weise vorher noch nicht zugetragen hat, oder was wenigstens noch nicht beobachtet worden ist. Dann ist aber der ganze Unterschied hinfällig.

Ich breche diese Gedankenreihe ab, um mich dem Kapitel über Raum, Zeit und höhere Dimension zuzuwenden. Die Art, wie sich der Verfasser mit der „vierten Dimension“ abfindet, hat viel Ansprechendes. Es ist gar nicht wahr, daß der Raum drei besondere Dimensionen hat, er ist allseitig ausge dehnt, es giebt von jedem Punkte aus unendlich viele Richtungen. Der Begriff der Dimension, sofern darunter etwas andres verstanden wird als die allseitige räumliche Ausdehnung, sofern man also von einem eindimensionalen linearen, zweidimensionalen ebenen und dreidimensionalen räumlichen System spricht, ist nichts weiter als ein brauchbarer wissenschaftlicher Hilfsbegriff, der die stillschweigende Bestimmung enthält, daß es nur drei Dimensionen giebt. Ausdrücke wie vierte Dimension, n -Dimensionen, sind also leere Worte, inhaltlose Scheinbegriffe. Es ist ebenfalls falsch, daß nur das Zweidimensionale oder Flächenhafte durch unsre räumlichen Sinne, Tact- und Gesichtssinn, gegeben, d. i. wirkliche elementare Bewußtseinsfache, die dritte Dimension dagegen eine Schlußfolgerung auf Grund der Erfahrung sei (Böllner). Denn die Wahrnehmung einer Fläche ist ohne die dritte Dimension, d. i. volle, allseitige Ausdehnung gar nicht denkbar. Eine Fläche liegt stets in einer Entfernung, diese mag unbestimmt sein, aber sie ist nie gleich Null. Durch Erfahrung erlangen wir nicht die dritte Dimension, sondern nur deren unzweideutige Lokalisierung, die Fähigkeit der Entfernungsschätzung. Das ist das einzige Wahre an dem sogenannten zweidimensionalen Sehen der Kinder, wovon unsre Kinderstubenpsychologen soviel Wesens machen. — Raum und Zeit sind elementare Bewußtseinsfunktionen, deren wir uns nie entäußern können, Anschauungsformen, durch die wir alle Dinge betrachten, und die uns, wie eine

blaue Brille, vom lieben Gott als Zugabe des Lebens und Wahrnehmens mit in diese Welt gegeben worden sind. Übrigens besteht ein eigentümliches Abhängigkeitsverhältnis zwischen Raum und Zeit. Eine Änderung im Raume kann nur in der Zeit erfolgen, beide vereinigt in sich der Begriff der Bewegung. Das Licht gebraucht von der Sonne bis zur Erde acht Minuten, von den nächsten Fixsternen Jahre, von den entferntern Jahrhunderte und von den fernsten Sternnebeln Jahrtausende. Wir sehen also nicht, was dort gegenwärtig geschieht, sondern was vor Jahren bis Jahrtausenden geschehen ist. So würde auch ein mit außerordentlicher Schärfe ausgestattetes Auge von dorthier sehen, nicht was auf unserm Planeten gegenwärtig ist, sondern was sich vor langen Zeiten zugetragen hat. Ein vollkommenes Auge könnte von einem Punkt im Weltenraum Ereignisse unsers Mittelalters, von einem noch entferntern solche des Altertums wahrnehmen. Könnte ein solches Wesen an verschiedenen Orten zugleich sein, so würde es Ereignisse der verschiedenen Zeiten gleichzeitig sehen. Könnte es überall, d. h. vom Raume unabhängig sein, so würde es Gegenwart und Vergangenheit auf einmal vor Augen haben, und da nach der heutigen Naturwissenschaft die Zukunft notwendige Folge alles Vergangenen ist, so müßte diesem Wesen auch die ganze Zukunft gegenwärtig sein. Ein Wesen, das überall ist, bedarf also keiner Zeit, und so kann man mit den Mitteln einer ganz materialistischen Naturanschauung aus der Gegenwart eines Wesens, d. i. seiner Unabhängigkeit vom Raum, seine Allwissenheit und Ewigkeit beweisen.

Bei der Zusammenfassung dieser Gedankenreihen haben wir den Zweck, zu dem sie dem Verfasser dienen, die Notwendigkeit einer schärfern Formulierung der im Leben gebräuchlichen Ausdrücke zu erweisen, nicht jedesmal mehr hervor gehoben. Dies mag in einzelnen, hier und da herausgegriffnen Bemerkungen, die besonders zutreffend scheinen, geschehen. Zwischen Aberglauben und wissenschaftlicher Leichtgläubigkeit besteht logisch kein Unterschied, zum „Aberglauben“ gehört aber immer, daß ihn „ein anderer“ hat; man hat ihn niemals selbst. Die kriminalistische Wissenschaft, die mit den sogenannten Verbrecherkriterien operirt, hat, so lange die Zahl der unbestraften Verbrecher nicht ermittelt ist, nichts weiter bewiesen, als daß Individuen mit niedriger Stirn, abstehenden Ohren usw. sich leichter fangen lassen. Sehr beachtenswert erscheint mir, was der Verfasser über den heutigen Parlamentarismus, ebenfalls unter „Aberglauben,“ sagt. Er meint, in künftigen Jahrhunderten werde man über das, was man heute parlamentarisches Regime nenne und als den Gipfel der Volksfreiheit betrachte, ebenso verächtlich urteilen, wie wir heute über die Hexenprozesse. Er spricht über Majoritätsherrschaft, Parteien und Wahlrechte mit vieler Einsicht und giebt uns z. B. eine hypothetische Tabelle, nach der es möglich ist, daß bei allgemeinem Wahlrecht und Wahlkreisen mit je einem Abgeordneten eine kleine Wählerminorität einer Partei eine gewaltige Majorität

von Abgeordneten ins Parlament schickt. Sodann kommt er auf den Mißbrauch, der mit dem Worte „Freiheit“ getrieben wird. Es ist sehr bedauerlich, meint er, daß sich auch bei uns immer mehr die unlogische, maßlose Selbstüberhebung geltend macht, an der verschiedene europäische Völker und besonders die Amerikaner krankten: daß man seine Nationalität, sein Glauben und Denken für soviel besser hält als die aller andern Menschen. Diese Selbstüberhebung sei dem germanischen Bewußtsein fremd, und wo sie existiere, sei sie eine Folge des römischen Einflusses. „Die Römer waren das wissenschaftlich und philosophisch unproduktivste Volk, dessen höchste Ideen einen niedrigen Utilitarismus niemals überstiegen, ein Volk, das niemals höhere Ziele kannte als Herrschaft, Reichtum, Genuß und Müßiggang, und dessen einzige Leistung war, daß es einen nüchternen Baustil und die Sprache schuf (das wären allerdings schon zwei Leistungen!), in der man am besten Lügen und das Recht verdrehen kann. Daß dieses Volk es verstand, mit dem Blute und dem Gelde der von ihm düpierten Nachbarvölker eine Zeit lang die Weltherrschaft zu erobern, das hat der geistigen Entwicklung der Menschheit eine tausendjährige Periode des Stillstands, das Mittelalter, gekostet.“ So geistvoll geformte Sätze finden sich viele in dem Buche, ich habe diesen, obwohl sich viel gegen ihn einwenden ließe, ausgesprochen, nur um die Art zu kennzeichnen. Was dann weiter über „Freiheit“ im politischen und wirtschaftlichen Leben gesagt wird, ist sehr beachtenswert. Ich gebe daraus einige Auszüge. Wenn man bei uns dem Volke weismacht, in Amerika und England habe das Volk größere Freiheit, so ist das völlig unwahr. Richtig ist nur, daß dort ein größerer Volkswohlstand besteht, das liegt aber an andern Verhältnissen, als an den freiheitlichen Institutionen der Länder. Der Wohlstand Englands beruht darauf, daß es ein Irland und ein Indien hat. Nordamerika aber verdankt seinen durchschnittlich größern Volkswohlstand dem Umstande, daß auf einem fruchtbaren Ländergebiete, das fast zwanzigmal so groß ist wie das Deutsche Reich, nur sieben Millionen Menschen wohnen, und einer despotischen, schlauen Einwanderungsgesetzgebung, die die künstlich aufgeschraubten Lohnverhältnisse aufrecht erhält, so lange sich die europäischen Nationen und Kanada diese Tyrannei gefallen lassen. Dieser auf Kosten andrer Völker erhaltne Wohlstand verbindet sich mit einer Dosis politischer Gleichgiltigkeit, vermöge deren dem Amerikaner, solange er nicht in Mitleidenschaft gezogen ist, nichts daran liegt, daß Wahlvergewaltigung mit Knüttel und Pistole, Lynchjustiz, Nepotismus und Stellschacher, Beamtenbestechlichkeit und Polizeiwillkür eine Ausdehnung angenommen haben, gegen die die gleichartigen Übelstände in Rußland oder in der Türkei wahre Waisenkneben sind. „Diese Gleichgiltigkeit des mit beschneidnen Flügeln im Hanffamen sitzenden Vogels sieht dann aus einer Entfernung, aus welcher man das Drahtgitter des Käfigs nicht erkennen kann, wie Freiheit aus.“ Aber der Verfasser richtet seine Vorwürfe gegen ein „sich fälschlich mit der Freiheit

identifizirendes Staatswesen," nicht gegen das Volk, das trotz seines schlechten, mittelalterlichen Schulwesens durchschnittlich auf einer höhern Bildungsstufe stehe als der Europäer. Amerika hat keine unserm Gelehrten-, Beamten- und Offizierstande entsprechende Geistesaristokratie, aber auch „keine eigentlichen untern Klassen“; die Amerikaner haben den Beweis geliefert, daß mit der niedrigsten Arbeit nicht gesellschaftliche Inferiorität und Roheit der Gesinnung verbunden zu sein braucht, und darin könnten wir Europäer von ihnen lernen. Der Verfasser, der sich die meisten nord-, mittel- und südamerikanischen Republiken mit eignen Augen angesehen hat, addirt seine Beobachtungen mit seinen europäischen Erfahrungen zu folgendem Ergebnis. Republikanische Verfassung und parlamentarische Regierung dienen in allen Fällen dem Gesamtwohl der Nationen schlecht, in vielen aber geradezu nur einzelnen herrschsüchtigen Personen, und es giebt auf der ganzen Erde kein Land, in dem der wahrheitsliebende und redliche Staatsbürger so große Freiheit, d. h. Unbeschränktheit in seinem Denken, Reden und Handeln hat wie in Deutschland.

Ganz besonders energisch wird der Verfasser gegenüber der ästhetischen Kritik mit seiner Forderung nach Sichtung der Ausdrücke. Die Herrschaft der Phrase auf diesem Gebiet hat bei ihm offenbar einen Puritanismus hervorgerufen, der wieder viel zu weit geht. Alle ästhetischen Urteile gehen auf die Unterscheidung des Angenehmen und Unangenehmen zurück, eine allgemeingiltige Definition des Schönen kann es niemals geben — das kann man zugestehn. Aber der Verfasser verlangt, man soll das Wort „schön“ nicht gebrauchen, außer wenn man damit sagen wolle, daß man sich des nur subjektiven Werts einer Empfindung deutlich bewußt sei. Der Mensch habe das Recht, einem Kunstwerk, z. B. einem Bilde gegenüber entweder zu sagen: es gefällt mir, oder es gefällt mir nicht — oder aber er müsse eine scharfe Prüfung vornehmen, und erst darnach könne er ein objektives Urteil fällen: dies ist falsch oder nicht. Die Prüfung habe sich mathematisch ausgedrückt auf fünf variable Elemente zu erstrecken: Ausdehnung, Anordnung, Farbenton, Farbensättigung und Helligkeit. Ideen des Malers, die durch Assoziation in dem Beschauer eines Bildes hervorgerufen würden, Stimmung usw. seien keine Eigenschaften des Bildes außerhalb jener Elemente. Wer sich gewissenhaft ausdrücken wolle, dürfe sich daher in Bezug auf ein Bild nur solcher Ausdrücke bedienen, die mit Hilfe eines jener fünf Elemente definirt werden könnten. Alle andern Ausdrücke seien Scheinbegriffe, hinter denen sich Unwissenheit, Denkfaulheit oder Unehrllichkeit verstecke. Dazu giebt er Beispiele. Er will ferner das Wort „Technik“ nicht gebraucht wissen (womit ja ohne Frage von Kunstschriststellern viel Mißbrauch getrieben wird), verwickelt sich aber dabei selbst in ein solches Geschlinge von unrichtigen Voraussetzungen, daß es zweifelhaft scheinen kann, ob er gut daran gethan hat, sich mit seinen Reformvorschlägen auf dieses Gebiet zu begeben. Er meint: „So gut ein gewandter Zeichner von kom-

plizierten Gegenständen perspektivische Aufnahmen, die an Schärfe und Richtigkeit Photographien nichts nachgeben, anfertigen kann, ohne ein andres Instrument zu gebrauchen als Pinsel und Tusche, genau ebensogut ist es möglich, daß jemand, der total andre Werkzeuge, andern Pinselstrich und andre Farbmischungsmethoden verwendet, als Raffael, eine Kopie von der Sixtinischen Madonna lieferte, die von dem Original absolut nicht zu unterscheiden wäre" — und jeder in Kunstfachen einigermaßen Erfahrene wird ihm sagen, daß beides gleich unmöglich ist. Er sagt: „Ein klar denkender Künstler wird imstande sein, mit Hilfe verschiedner Verfahrensweisen denselben Effekt hervorzurufen" — ganz denselben jedenfalls nicht für eine scharfe und von Kundigen angestellte Vergleichung —, der Satz bedarf also starker Einschränkung. Aus beiden Sätzen folgert aber der Verfasser, daß „Technik" nicht als Eigenschaft eines Kunstwerks verstanden werden dürfe, noch als solche des Künstlers oder endlich beider zugleich. Nun haben wir aber zweifellos oft einen Begriff nötig für eine Art der Herstellung, die bei einem Bilde auf einen bestimmten Maler, vielleicht irrtümlich, schließen läßt, weil sie dieser oft anwendet, wir übertragen dann die Eigenschaft auch auf ihn, er braucht sie ja nicht ständig zu zeigen, er kann ja über ganz verschiedene Herstellungsweisen verfügen; warum kann ich nicht von drei, vier Techniken oder Manieren Raffaels oder Palma Vecchios sprechen? Gewinnt der Verfasser irgend etwas dadurch, wenn ich mich verpflichte, dafür mit ihm etwa „Verfahrensweise" zu sagen? So ist es auch mit dem Ausdruck „Stil," gegen den er eifert. Gotischer, romanischer Stil zu sagen für „Art," sei Schwindel, Art bedeute sachlich dasselbe, und wer z. B. vom romanischen Stil spreche, habe „die Verpflichtung, zu definieren, welche Elemente und welche Zusammensetzungen das Charakteristische jener Bauart bilden," denn fast alle Elemente eines solchen Stils würden auch in andern „Bauarten" gefunden. Nach seiner Auffassung wäre „Stil" die „Summe aller übereinstimmenden Eigenschaften einer gewissen Gruppe der Art nach oder historisch zusammengehöriger vorhandner Kunstwerke," aber das sollte „nicht die geringste Bedeutung" haben für die noch zu schaffenden Kunstwerke. Ebenso bekämpft er den Gebrauch des Worts „realistisch," während er „idealistisch" für zulässig oder gar unentbehrlich zu halten scheint.

In der Ethik erklärt er den Gebrauch von Gut und Böse und die darin liegende Begriffsunterscheidung für völlig illegitim, im besten Falle für überflüssig, im schlimmsten aber für unwahr und schädlich. Das beruht aber bei ihm keineswegs auf einer Umwertung in Niezsches Art, vielmehr denkt er in Bezug auf die Moral nicht anders als die meisten andern, er weist nur schärfer darauf hin, daß sich in jenen Ausdrücken eine subjektive Beurteilung ausspreche, der keine wirkliche oder ausreichende Kenntnis zu Grunde liege: ich glaube, ich weiß aber nicht, wie andre Menschen sind. Dieser moralische Abschnitt enthält vieles, weit mehr als jener ästhetische, worüber eine sachliche Ver-

ständigkeit leicht wäre. Aber wie steht es nun dort und überhaupt im allgemeinen mit dem Verlangen, daß die betreffenden Worte entweder ganz befeitigt oder immer nur „eindeutig“ gebraucht werden sollen?

Jeder sorgfältige oder erfahrene Schriftsteller weiß, wie schwer es oft ist, mit Worten nahe an Sachen heranzukommen, wie beinahe unmöglich, einen Gedanken durch Worte genau so einem andern, wie man ihn selbst gehabt hat, zum Bewußtsein zu bringen. Wendet sich ein solcher an einen engen Kreis, in der Fachwissenschaft oder als Geschäftsmann, so wird er von selbst die vom Verfasser empfohlne Eindeutigkeit seiner Ausdrücke erstreben und da, wo er sie nicht buchstäblich zu erfüllen weiß, die einzelnen Worte noch durch Definitionen sicher stellen. Bisweilen aber und hauptsächlich, wenn er zu einer größern Menge von Lesern redet, wird er die Tragkraft seiner Worte etwas anders ausnutzen und einen einzelnen Ausdruck auch wohl ein wenig biegen. Noch mehr thut das der sprechende Mensch überhaupt, das sogenannte Volk; im Laufe der Zeit ändern sich die Bedeutungen der Worte, und darauf mit beruht das Leben, das Weiterwachsen einer Sprache. Wo bliebe die Poesie, wenn die Menschen sich über lauter „eindeutige“ Ausdrücke verständigt hätten, oder ganz abgesehen von den Dichtern, wo bliebe der Reiz einer einfachen Unterhaltung? Kann sich vielleicht der Leser jemand vorstellen, der immer in Syllogismen spricht? Ich habe einen solchen gekannt, der in den gleichgiltigsten Dingen, beim rechts- oder linksgehen, bei kaum festzustellenden Unterschieden der Zeit oder der äußern Wahrnehmung nachsichtslos durch den allergekauften Ausdruck alles bis auf den Grund erschöpfte und dadurch meine und seine wahre Meinung feststellte. Derartige Naturen sind selten. Die meisten Menschen würden, auch wenn man sie einmal mit lauter eindeutigen Ausdrücken verfaße, nach einer Weile wieder anfangen, ihre Ausdrücke durch Einlage von Begriffsnüancen zu weiten, und sie würden jene Weiterbildung der Sprache mit betreiben, die zum Leben gehört, gegen deren praktische Nachteile sich der Verfasser dieses Buches jedoch mit Recht wendet. Wenigstens in vielen Punkten mit Recht. Es ist gut, wenn den Menschen bisweilen gesagt wird, wohin sie es treiben, wenn sie nicht streng auf die Rede ihres Mundes achten. Trotz alledem wird man durch solche Mahnungen nicht sehr viel bewirken. Die Latitüde, von der ich im Eingang sprach, wird immer ihre Freunde haben. Hoffen wir höchstens, daß es nicht allzuhäufig die Relativität Numa Roumestans sein möge.

